

1 Der Geburtsjahrgang 1971 – Eine verlorene Generation?

Im Oktober 1989 hat nur ein gutes Drittel der Westdeutschen geglaubt, dass die Wiedervereinigung in absehbarer Zeit möglich wäre (Kaina 2002: 8). Die Ereignisse haben alle Erwartungen überrollt: 1989 führte eine friedliche Revolution zum Fall der Mauer und zum Ende der DDR. Die DDR war wirtschaftlich am Boden und ohne die Sowjetunion nicht überlebensfähig, und das SED-Regime hatte dem Wunsch der Menschen nach Veränderung und persönlicher Freiheit nichts mehr entgegenzusetzen. Die Wiedervereinigung wurde anschließend zur zentralen Aufgabe für Politik und Bürger in Ost und West. Ob politisch, wirtschaftlich oder soziokulturell – die friedliche Revolution und der Vereinigungsprozess haben Deutschland verändert. Für die Ostdeutschen blieb nur Weniges, wie es war; die Lebensbedingungen und Alltagsverhältnisse der meisten Westdeutschen wurden jedoch kaum berührt.

Zwanzig Jahre nach dem Fall der Mauer werden zwar die damaligen Ereignisse und Fernsehbilder wieder ins kollektive Gedächtnis gerufen, doch die längerfristigen Folgen der Wiedervereinigung für die Menschen bleiben weitgehend unsichtbar. Was wir sehen, sind die renovierten Plattenbauten, die frisch gestrichenen Fassaden der ostdeutschen Innenstädte und entvölkerte Landregionen. Was wir nicht sehen, ist, was der Mauerfall und die Vereinigung für die Lebensverläufe der Menschen bedeutet haben. Wie ähnlich sind sich West- und Ostdeutsche geworden, wie unterschiedlich sind sie geblieben? Das ist das Thema dieses Buches.

Wir gehen der Frage nach, wie sich junge Frauen und Männer, die zum Zeitpunkt der Wende 18 Jahre alt waren, im wiedervereinigten Deutschland einrichteten und welches Vermächtnis die Herkunft West oder Ost für sie bedeutete. Waren die jungen Westdeutschen durch den Zufall ihrer Geburt im Vergleich mit den gleichaltrigen Ostdeutschen privilegiert? Hatten die Ostdeutschen mit der Vereinigung das große Los gezogen, oder kamen sie in den Turbulenzen der Wende eher unter die Räder?

Als Einstimmung in das umfassendere Vorhaben der Rekonstruktion der Geschichte der Wendegeneration sollen zwei typische Lebensgeschichten dienen – die einer jungen Frau aus dem Westen und die eines jungen Mannes aus dem Osten¹.

1.1 Daniela Grabner² – Lebensverlauf West, René Michel – Lebensverlauf Ost

Daniela Grabner wurde in einer mittelgroßen badischen Kreisstadt geboren. Als sie fünf Jahre alt war, zogen ihre Eltern in eine kleinere Universitätsstadt. Sie hat zwei Brüder, drei und sieben Jahre älter. Der eine studierte Elektrotechnik und ist in einer namhaften Firma im medizintechnischen Bereich beschäftigt; er ist verheiratet und hat zwei Kinder. Der jüngere Bruder ist promovierter Bauingenieur und bei einer ostdeutschen Firma angestellt. Die Mutter ist gelernte Chemielaborantin, hat diesen Beruf jedoch nie ausgeübt. Sie arbeitet in verschiedenen Läden als Verkäuferin, war dann lange Hausfrau. Als Daniela zwölf war, eröffnete sie einen eigenen Laden. Der Vater ist Architekt und war im öffentlichen Dienst beschäftigt. Beide Eltern sind inzwischen im Ruhestand und in ihren ostdeutschen Herkunftsort zurückgekehrt.



Daniela und das neue Auto, Süddeutschland 1973 (Quelle: Privatbesitz)

Nach dem Besuch des Kindergartens ging Daniela Grabner in die Grundschule und wechselte später problemlos auf das Gymnasium. Sie stammt aus einem eher bildungsbürgerlichen Elternhaus, entsprechend war dieser Ausbildungsweg selbstverständlich.

»Sie wollten unbedingt, dass ich Abitur mache. Ich hab auch vorher überlegt, ob ich nur Hauptschulabschluss mache. Da hatte ich so einen Koller und wollte Kinder-

¹ Ausführlichere Informationen zu allen Interviewten finden sich im Anhang.

² Alle Namen aus den qualitativen Interviews sind anonymisiert.

gärtnerin werden. Da meinte meine Mutter, nein, jetzt machst du mal schön dein Abi. Da haben sich meine Eltern dann auch durchgesetzt.«

Nach dem Abitur studierte sie Slawistik und Osteuropäische Geschichte.

»Ich habe mich sehr für russische Literatur interessiert, das war ein ganz großes Faible von mir. Ich wollte eigentlich auch gern mittelalterliche Geschichte studieren, aber weil ich nur das kleine Latinum hatte, ging das nicht. Da hab ich halt passend dazu osteuropäische Geschichte studiert. Das war aber eigentlich eher eine Enttäuschung für mich, das Studium. Die Herangehensweise an die Literatur hat mir überhaupt nicht gefallen, das war mir zu nüchtern. Und dann hatte ich Sprachunterricht, den ich sehr frustrierend fand; Russisch und Polnisch fand ich sehr schwer zu lernen. Da hat sich auch nach zwei Jahren noch nicht richtig ein Erfolgserlebnis eingestellt. Na ja, und dann kam die Frage: Was mache ich eigentlich mit dem Studium? Weil, ich denke, das sind Fächer, da muss man schon ganz, ganz gut sein, um eine Unilaufbahn zu machen oder Auslandskorrespondentin oder so was. Und ich war einfach nicht gut genug und hab dann da keine Perspektive gesehen.«

Nach zwei Jahren brach Daniela Grabner ihr Studium ab und begann eine Ausbildung als Buchhändlerin.

»Hab dann in der Buchhandlung, wo ich gelernt habe, auch ne Stelle bekommen und eine eigene Abteilung und zwei Auszubildende gehabt.«

Nach einigen Jahren in ihrem Ausbildungsbetrieb ging sie 1999 nach Berlin, brauchte eine Veränderung. Sie fand gleich eine neue Anstellung im Buchhandel, da sie über einen sehr guten Abschluss und ausreichende Berufserfahrung verfügte. Auch heute arbeitet sie noch dort, jedoch nur noch halbtags. Als berufliche Herausforderung reichte ihr dieser Job nicht. Sie fühlte sich unterfordert und beschloss deshalb 2002, nur noch halbtags zu arbeiten und den Rest der Zeit kreativ zu nutzen. Sie begann, Handtaschen zu entwerfen und gab diese in Geschäften in Kommission. Inzwischen kann sie sich damit ein gutes Zubrot verdienen; zudem macht ihr dieser Ausgleich zur Arbeit großen Spaß.

»Ich arbeite nicht im Laden, ich arbeite im Büro, ist eine Kette. Und die haben ein extra Büro für Bestellungen und für Wareneingang. Wir haben ganz viele große Kunden. Ich bestelle eigentlich nur Bücher und betreue den E-Mail-Verkehr für unsere Website, wir haben auch so einen Online-Buchladen. Ich sitze den ganzen Tag vor dem Computer. Und eine Freundin hat mich auf die Idee gebracht: Arbeite doch mal halbtags eine Zeit lang. Das hab ich dann gemacht. Und dann kam Weihnachten, ich hatte kaum Geld und dachte: So, jetzt holst du mal wieder die Nähmaschine raus, weil ich eigentlich ganz gut nähen kann. Hab mir früher viele Kleider genäht. Und dann hab ich Taschen genäht. Kam mir einfach so, die Idee. Und die Taschen

hab ich verschenkt. Die waren so ein Erfolg. Dann hab ich mir ein eigenes Label ausgedacht und hab gedacht, jetzt mache ich einfach mal weiter. Und ich hab dann auch schon bei einer Designausstellung mitgemacht. Kriege per E-Mail die Bestellungen. Also das ist ein kontinuierliches Zubrot geworden. Ist halt ein sehr schöner Ausgleich zu meinem anderen Beruf. Ich bin ganz zufrieden damit. Intellektuell ausgelastet bin ich da nie gewesen oder irgendwie genug gefordert. Aber das sollte auch mein Brotjob sein. Ich hab dann immer gedacht, nee, ich will lieber auf anderem Wege gucken, dass ich mich noch anderen Dingen widme. Das hat ja jetzt so auch ganz gut geklappt.«

Daniela Grabner ist zufrieden und würde rückblickend auch kaum etwas verändern wollen. Sie hätte gern schon früher Kinder gehabt, hat aber den dafür richtigen Partner erst vor wenigen Monaten kennen gelernt.

»Ich finde richtig, dass ich mit keinem meiner vorhergehenden Partner am Ende ein Kind bekommen habe. So gesehen, hat alles seine Richtigkeit gehabt. Ich sehe, am Ende führt immer eins zum anderen, und es bricht auch nicht immer alles über einen herein, sondern man selbst wählt sich das irgendwie. Und so gesehen, denke ich, bin ich den Weg gegangen, der mir angemessen und richtig ist. Ich bin ja jetzt auch, sei es mit den Taschen, sei es mit der Beziehung, die ich jetzt habe, da angekommen, weil ich diesen Weg vorher gegangen bin. Deswegen bin ich ja jetzt die, die ich bin, und jetzt bin ich sehr zufrieden. Also kann ich nicht so viel falsch gemacht haben. Nein, es gibt eigentlich nichts, wo ich denke, Mensch, hättest du doch mal.«

Auch privat läuft alles gut. Ihren Partner, mit dem sie seit 2004 liiert ist, möchte sie nun heiraten. Er ist einige Jahre jünger als sie, kommt aus dem Osten, ist gelernter Kaufmann und im Marketing tätig. Auch Kinder sind geplant. Mindestens zwei sollen es werden. In diesem Zusammenhang denkt Daniela Grabner auch über eine berufliche Veränderung nach, hegt den Gedanken, nach der Realisierung des Kinderwunsches die Firma und eventuell – gemeinsam mit ihrem Freund – den Wohnort zu wechseln. Wie ihre Mutter dauerhaft Hausfrau zu sein, kann sie sich nicht vorstellen.

»Ich muss dann auch bald wieder arbeiten. So über Jahre möchte ich das nicht so als Vollzeitfrau. Fände ich nicht so gut, da würde mir auch was fehlen. Ich hab kein Problem damit, alles in einen Topf zu schmeißen oder auch vom Geld meines Mannes zu leben für eine gewisse Zeit, aber so ein bisschen Taschengeld wenigstens muss ich schon haben. Das ist mir wichtig. Dass man ein bisschen unabhängig ist.«

Frau Grabners Geschichte bietet einen guten Einstieg in unsere Untersuchung für den westdeutschen Teil der Wendegeneration, weil ihr Lebensverlauf einige – wie wir später im Einzelnen zeigen werden – charakteristische

Merkmale aufweist: Sie wuchs in relativ geordneten Verhältnissen auf und hat ein positives Verhältnis zu ihren Eltern und ihrer Kindheit. Ihre Mutter blieb zu Hause, als ihre Brüder und sie im Kleinkind- und Grundschulalter waren. Sie wurde in den Bildungsentscheidungen stark von den Eltern beeinflusst. In ihrer Ausbildung und beruflich probierte sie mehrere Dinge aus und suchte nach einem Wechsel, wenn sie nicht zufrieden war. Sie ist auch typisch, weil sie mehrere Partner hatte und auch schon früher gerne Kinder gehabt hätte, aber die Partner als Väter nicht so richtig wollten oder ihr selbst als nicht geeignet erschienen. Wie wir in Kapitel 5 sehen werden, ist es auch nicht ganz untypisch, dass der Partner, mit dem sie jetzt eine Familie gründen will, aus dem Osten kommt. Schließlich erinnert uns ihr Fall daran, dass die Unterscheidung Ostdeutsche und Westdeutsche keine sich ausschließenden Kategorien sind. Im Verlauf des Buches werden wir mehrere Fälle von Ostdeutschen kennen lernen, die nach der Wende entweder zeitweise oder auf Dauer in den Westen gezogen sind.

René Michel ist in einem Ostberliner Bezirk geboren und aufgewachsen, wo er auch seine Kindheit und Jugend verbrachte. Seine Eltern (Vater Jg. 34 und Mutter Jg. 37) sind mittlerweile beide verstorben. Er hat einen sechs Jahre älteren Bruder, der Koch geworden ist.

Herrn Michels Vater war Theaterschauspieler, die Mutter Bibliothekarin. Der Vater kam aus einem bürgerlichen Haushalt mit NSDAP-Vergangenheit.



René mit seiner Mutter an der Ostsee, Sommer 1976 (Quelle: Privatbesitz)

Die Mutter wuchs in einem sozialdemokratischen Haushalt auf; ihr Vater hatte unter den Nazis eine Gefängnisstrafe verbüßen müssen. Großeltern und Eltern pflegten einen welt-offenen, liberalen Erziehungsstil, der bürgerliche und sozialistische Werte miteinander vereinbarte. Sie identifizierten sich in hohem Maße mit dem Regime der DDR. Aber Anwerbungsversuche von der Stasi wurden dezidiert abgewehrt.

»Meine Eltern waren, trotz ihrer großen Überzeugung vom System, sehr offen. Und da sind wir eigentlich ziemlich freiheitlich erzogen worden, glaube ich.

Wir waren wahrscheinlich vernünftig genug oder vielleicht dann doch auch wiederum überzeugt genug, dass der Staat mit seinen Sozialleistungen und seinem Willen zum Weltfrieden und solche Dinge, dass er das eigentlich richtig macht, dass es nicht die falsche Idee war. Es waren ja viele andere Werte, die jetzt nicht erst mit DDR oder Westdeutschland zu tun hatten, sondern einfach Werte, die auch vermittelt wurden, wie: ›Du sollst frei denken, dann wirst du auch deinen Wünschen im Leben folgen können.‹ Also, eher Toleranz Menschen gegenüber und einer ehrlichen Linie folgen, solche Sachen. Und die sind ja wahrscheinlich immer relevant, egal, wo und in welcher Gesellschaft man lebt.

Wir wussten, wie viel Armut und wie viel soziales Leid auch in Westdeutschland herrschten. Mein Vater war auch mit dem Theater auf Gastspielen in Westdeutschland. Der sagte dann immer, da sitzen Leute in der Fußgängerzone und betteln dich an, was für uns heute auch ins normale Stadtbild gehört. Zu DDR-Zeiten undenkbar. Wie kann jemand sich da zu Boden lassen in einer dreckigen Ecke und einen um Geld anbetteln?

Mein Großvater zum Beispiel, wie gesagt, war dann auch in DDR-Staatsdiensten und hat noch eine große Rente bekommen. Er war Verfolgter des Nazi-Regimes und auch in gewisser Weise elitär für die DDR, der hat ganz normal eine Dreizimmerwohnung bewohnt, also der hat keine Gelder angehäuft. Er stand wahrscheinlich finanziell schon besser da als der normale DDR-Industriearbeiter, das schon, aber mehr nicht.«

Ein Übergang zur Erweiterten Oberschule (EOS) kam für René Michel nicht in Frage, weil seine Noten nicht gut genug waren.

›Ich war nicht gut genug in den Naturwissenschaften. Da musste man einen bestimmten Durchschnitt haben. Dann war ja die berühmte Regelung: vier Mann pro Klasse. Ich weiß nicht, ob die DDR-weit galt. Zu meiner Zeit galt, dass es vier ausgewählte Schüler gibt, die dann direkt die EOS besuchen oder gleich Berufsausbildung mit Abitur machen.‹

Die Eltern haben nie Druck ausgeübt oder mehr Leistung gefordert. Sie haben René in der Schule unterstützt, der Vater hat mit ihm Mathe geübt. Insgesamt fühlten er und sein Bruder sich nie gedrängt, einen bestimmten Beruf auszuüben und Karriere zu machen.

›Ich glaube, die haben immer ihr Auge drauf gehabt, aber sie haben gesagt, er soll mal das machen, womit er glücklich ist. Dann wird er darin auch gut sein. Aber mir ist auch nicht so viel Ehrgeiz vermittelt worden, das weiß ich auch. Was heißt, vermittelt worden, aber es ist vielleicht nie darauf gedrängt worden. Ich habe es wahrscheinlich nicht in mir. Und dann einen Druck ausüben, dass man da vielleicht zu mehr Ehrgeiz kommt, das hat es auch nicht so richtig gegeben. Ich finde das toll, wenn Leute was erreicht haben, aber in gewisser Weise lässt es mich kalt, weil mir das nie vermittelt worden ist, dass so was wichtig wäre, da ein Diplom, Doktor, Professor,

irgendwas an der Wand hängen zu haben. Nicht dass ich das minder schätze, aber mir ist das nicht vermittelt worden. Wahrscheinlich hat es sich deswegen auch nicht ausgeprägt. Ich glaube auch, dass meine Eltern uns vermittelt haben, die Dinge eher in einem größeren Zusammenhang zu sehen als nur in der Gesellschaft, die um einen herum ist, sondern ein bisschen die Menschheit im Gesamten. Einfach zu sagen: Was ist der Mensch, und was macht ihn aus, was sollen seine Werte sein? Wenn man bestimmte Werte hat, ist man auch unabhängig von dem, wie die Gesellschaft einen versucht zu prägen, und die trotzdem Bestand haben. So denke ich auch oft, dass es Dinge gibt, von denen man sich nicht abbringen lassen darf, selbst wenn die Gesellschaft so funktioniert, dass sie verlangt, dich unterzuordnen oder nicht deine Meinung zu sagen oder Angst zu haben, die zu sagen, weil das vielleicht auf der Arbeit schlecht ankommt oder so.«

René Michel wollte Tischler oder Koch werden – wie sein älterer Bruder. Aus gesundheitlichen Gründen konnte er jedoch weder den einen noch den anderen Beruf erlernen. Er absolvierte eine Lehre als Wirtschaftskaufmann, ein eher untypischer Beruf für einen Jungen, die er 1989 im Sommer abschloss. Anschließend arbeitete er noch ein halbes Jahr in der Ausbildungsfirma. Nach dem Mauerfall orientierte er sich um. Er bewarb sich in einem großen Musikladen in einem Westbezirk als Verkäufer und arbeitete dort drei Jahre. Nach einem halben Jahr Auszeit (Reise in die USA) wechselte er in die Filiale im Osten Berlins. 2004 wurde diese jedoch geschlossen. Seitdem arbeitet er in einem kleinen Laden, den Freunde eröffnet haben. Seine schon früh ausgeprägte Liebe zu populärer Musik (achtziger Jahre, Hip-Hop, Soul), das Sammeln von Schlagern (auf Kassetten) und seine DJ-Tätigkeit, also seine Hobbys, machten ihn zu einem guten Einkäufer, der Gespür und einen sicheren Instinkt für die Musik hat, die kommen und angesagt sein wird.

Mit 26 Jahren überlegte er, das Abitur nachzumachen und zu studieren (Philosophie, Kunstgeschichte, Geschichte hätten ihn interessiert). Aber wegen des – seiner Meinung nach – zu hohen Alters, der unklaren Berufsaussichten und weil er nicht genug Ehrgeiz hatte, hat er dieses Vorhaben dann doch nicht in die Tat umgesetzt.

Auch über die zukünftige familiäre Situation hat er sich schon Gedanken gemacht. René Michel befürchtet manchmal, dass es für Nachwuchs inzwischen ein wenig spät sein könnte. Auf der anderen Seite gefällt ihm der Gedanke, gar keine Kinder zu haben, auch nicht.

»Wenn man jetzt von Familienplanung reden will, schon sagt, so vielleicht ein bis zwei Jahre noch, ein bisschen fester im Beruf stehen, soweit man solche Sachen immer sagen kann. Viele sagen, was passiert, passiert. Das sollte man auch eher

machen. Aber keine Kinder zu bekommen, kann ich mir eigentlich schlecht vorstellen.«

Seine Einstellung zur DDR war eher systemloyal, aber nach der Wende zunehmend kritisch:

»Wenn man jetzt mal den Blick auf die DDR wirft, ich hatte viele Freunde, die darauf geschimpft und immer gesagt haben, als sie so 18, 19 waren, das war ja dann zur Wende, sie müssen hier weg, denn sie fühlen sich eingeengt. Sie wollen die DDR verlassen. Das Gefühl hatte ich in dem Sommer nie.

Ja, die DDR. Aus meiner Erinnerung kann ich immer nur sagen, dass es natürlich auch immer vieles gab, was unbeweglich und rigide behandelt wurde. Und man hat da natürlich auch so ein politisches Bild von der Welt dargestellt bekommen, das sehr steif und manifestiert war. Aber ich war eben in einem Alter, wo ich noch sehr jung war, dass das für mich tatsächlich Wirkung auf mein Leben hatte. In der FDJ bin ich ganz normal gewesen, aber ich habe nie das Gefühl gehabt, dass das in mir eine Einschränkung erzeugt.

Wie gesagt, ich habe nicht das Gefühl, da irgendwie einen Mangel gehabt zu haben. Wahrscheinlich sagen auch viele immer, das ist so die Kindheit und wie man einfach aufwächst, der Freundeskreis und das Elternhaus ist ja sehr viel prägender vielleicht als die politischen Verhältnisse um einen herum. Wer es da gut hatte, und das hatte ich immer meiner Meinung nach, der wird dann vielleicht weniger den Staat und die Gesellschaft erst mal bewerten, sondern erst mal das Nächste um ihn herum.

Mein Vater war auch SED-Mitglied, bis dann die krassen, unzähligen Berichte kamen, wie die DDR war und das ganze Stasigebaren, bis das alles rauskam und dort innerhalb der SED – Lug und Trug und Bereicherung und wie abgehoben die Elite gelebt hat –, bis diese Sachen alle raus kamen, war er eigentlich auch ziemlich überzeugt, dass es richtig war. Da hat er schon noch einen Bruch erlebt.

Eine Sache ist auch, dass alle sagen, Staatsbürgerkundeunterricht ist das Schlimmste, was wir in der DDR erlebt haben. Das war an unserer Schule der offenste und toleranteste Lehrer, den es gab. Der hat mit uns offen gesprochen. Wir gehen durch die Innenstadt, und dann sind da immer die Pärchen Staatssicherheit, zwei junge Männer, die dann irgendwie den Alexanderplatz bewachen und überall rumstehen. Und wir sagen, das ist ein Kontrollstaat hier. Der war dafür offen, dass man zu ihm solche Sachen sagen konnte. Wahrscheinlich ist es auch schon der fortgeschrittene Zeitpunkt gewesen, dass die DDR sich da auch schon einfach zu viele Probleme aufgebaut hatte und die Leute anfangen, viel mehr ihre Meinung zu äußern.

Mein Bruder, der sechs Jahre älter ist, der würde hier wahrscheinlich ganz andere Dinge erzählen. Wenn ich so vergleiche, glaube ich, der hat noch mal ein anderes Bild von der DDR, weil der musste den Dienst machen. Er war auch noch zur Grenze einberufen worden, was immer noch ein bisschen heikler war, weil man ja wirklich in diese Situation kam [...] Wiederum hatte er Glück, der war Koch. Deswegen war auch mein Berufswunsch Koch. Der hat dann einfach seinen Grund-

dienst abgeleistet, diese sechs Wochen Einarbeitung oder wie man das nennt, und hat dann eigentlich nur in der Küche gestanden, ohne Gewehr, und musste nicht an den Grenzzaun, wo es immer unschöne Geschichten gab. Es kam vor, dass die beiden, die sich ja kannten und Dienst machten, also das schlimmste Extrem war, dass der eine den anderen erschossen hat, um selber flüchten zu können. Solche Sachen sind da passiert.«

Wie Daniela Grabner für den Westen veranschaulicht René Michels Geschichte einige charakteristische Merkmale für Biografien im Osten. Der Zugang zum Abitur war sehr restriktiv. Er wurde wegen seiner Noten nicht zum Abitur zugelassen und wird »Facharbeiter«.³ Seine Hobbys waren sehr wichtig für ihn und nutzten ihm dann auch beruflich. Kinder zu bekommen, ist für ihn selbstverständlich. Die Wende führte nicht dazu, dass er Abitur und Studium nachholte. Er ist wenig status- und aufstiegsorientiert. René Michel erfüllt sich den großen Traum von der Auslandsreise. An den Zielen der DDR sieht er das Positive, verbindet dies aber (wie schon seine Eltern) mit einer durchaus kritischen Haltung, die sich mit der Wende verstärkte.

1.2 Verlorene Generationen? – Mutmaßungen über die Wende-generation

Dem Jahrgang 1971, ob Ost oder West, sind keine großen Chancen zugeschrieben worden. Die Stimmung in den achtziger und neunziger Jahren war überwiegend schlecht. In Westdeutschland stieg die Arbeitslosigkeit, eine Lehrstellenkrise folgte der anderen, und die Bildungsexpansion wurde zunehmend als Bildungsinflation wahrgenommen. Die Sozialforscher suchten nach der »verlorenen Generation« (Becker/Hermkens 1993, Mayer 1993). Im Osten wuchs die Unzufriedenheit mit dem Regime, die Aufstiegschancen verschlechterten sich (Lemke 1991: 99ff., Mayer/Solga 1994). Huinink und seine Mitautoren fassen die Entwicklungen in der DDR in den achtziger Jahren (für die bis 1961 geborenen Jahrgänge) so zusammen: »Der Bereich un- und angelernter Tätigkeiten verschwand nicht. Im Gegenteil, in den jüngeren Kohorten waren beträchtliche Abstiege von qualifizierten Arbeitskräften zu verzeichnen. [...] Weder die innerberuflichen noch die zwischen-

³ In der DDR galt auch eine kaufmännische Ausbildung als eine »Facharbeiterlehre«.